

# Kitsch, Ressentiment, Projektion – die meisten unserer Israel-Bilder sind ziemlich schief

Israel steht im siebzigsten Jahr seiner staatlichen Existenz – und ist nach wie vor ein begehrtes Objekt auswärtiger Sichtweisen, die sich kaum um die ambivalente Realität vor Ort kümmern. Ein kleiner Rundgang durch den Irrgarten der Zuschreibungen. Marko Martin. NZZ-GASTKOMMENTAR 7.5.2018

Eigentlich hatte es der ehemalige Ministerpräsident eines grossen deutschen Bundeslandes nur gut gemeint: Eingeladen nach Israel, wollte er einen seiner abendlichen Vorträge partout umrahmt wissen von stimmungsvoller Klezmer-Musik. Ein Hauch von mild-melancholischem «Anatevka», im düsteren Hintergrund die Erinnerung an die Shoah – und fertig gewesen wäre die vermeintlich «angemessene» Gestimmtheit.

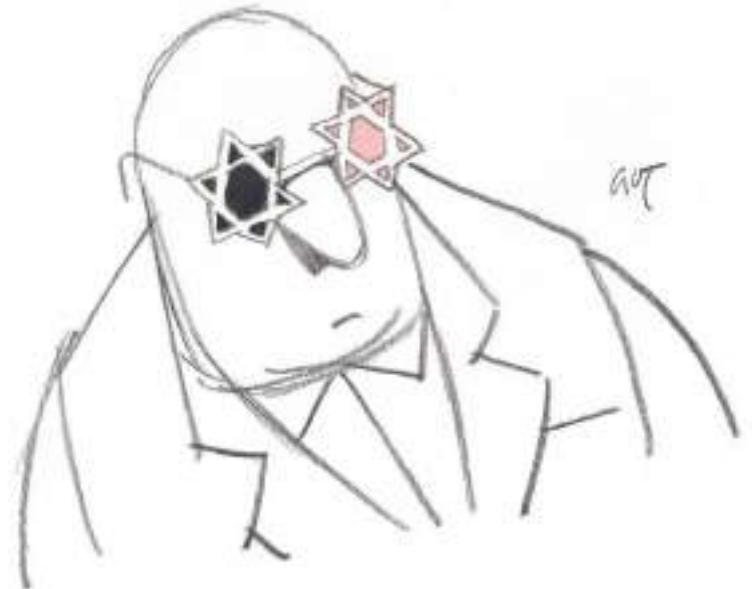
Weshalb auch sollte in Israel nicht funktionieren, was in Deutschland und anderen europäischen Ländern doch längst Teil der Gedenkfolklore ist: ein wenig Klezmer und ein bisschen Anne Frank, nicht zu vergessen all jene Textbausteine, die vor dem «Vergessen» warnen, «Erinnerung» anmahnen und Faulkners berühmtes Wort immer wieder aufs Neue banalisieren – von der Vergangenheit, die niemals vergeht.

Der deutsche Politiker war deshalb bass erstaunt, als bereits im Vorfeld der Reise die Israeli alles andere als euphorisch reagierten und sich die Suche nach den gewünschten Klezmer-Musikanten als unerwartet schwierig erwies. Vom Organisationsteam angefragte Geiger aus der ehemaligen Sowjetunion hatten nämlich bereits dankend abgelehnt – zu peinigend war die Erinnerung an einstige Teilnahmen an Staatsspektakeln, bei denen das angebliche Gedenken an die zerstörte osteuropäische Shtetl-Welt lediglich den Antizionismus des kommunistischen Regimes camoufflieren sollte.

## Eine deutsche Klezmerband

Der ob all dieser unvorhergesehenen Komplikationen verärgerte Deutsche sprach schliesslich ein Machtwort: Wenn die Israeli auf diese Weise bockten, müsse er eben tätig werden – und selbst eine (deutsche) Klezmerband mitbringen. Was dann auch geschah.

Die absurd anmutende Episode steht pars pro toto für eine autoritäre, dabei nicht allein deutsche, ja nicht einmal exklusiv europäische Gestimmtheit, die aus der Ferne dem jüdischen Staat vorschreibt, in welcher Art und Weise «angemessen» zu agieren und zu gedenken sei. Auch im globalen Rahmen, etwa bei der Uno – wo die «Arabische Republik Syrien» des Verga-



(Illustration: Peter Gut)

lungsspezialisten Asad ab dem 28. Mai turnusgemäss die «Genfer Abrüstungskonferenz» leiten wird – darf jenes pseudobetroffene Salbadern nicht fehlen, das stets die Rhetorikpeitsche in der Hinterhand hält.

Das längst zur Routine verkommene Gedenk-Narrativ verträgt sich jedenfalls bestens mit dem Anwurf, das gegenwärtige Israel habe aus der Geschichte nichts gelernt und werde seiner Verantwortung nicht gerecht – so, als ob die historische Lehre aus dem Massenmord an Europas Juden nicht auch darin bestünde, kollektive Wehrlosigkeit niemals wieder zuzulassen. Auch wenn seriöse europäische Medien und Politiker sich noch nicht auf eine Rabulistik à la Erdogan versteifen, nach welcher der «zionistische Terrorstaat schlimmer als Hitler» sei, zeigt bereits das Beispiel der unter dem Hamas-Apologeten Jeremy Corbyn virulent antiisraelisch gewordenen britischen Labour-Partei und der sich angesichts des muslimischen Antisemitismus politisch korrekt wegduckenden schwedischen Sozialdemokratie, welche verhängnisvolle Deutungsmuster bis in die politische Mitte hinein wirksam zu werden beginnen.

## Kritik als Ressentiment

Stichwort «israelkritisch». Die Vokabel – zu der es keine breitenwirksamen Pendanten wie etwa «polenkritisch», «pakistankritisch», «chinakritisch», «russlandkritisch» oder «amerikakritisch» gibt – ist inzwischen in den Duden aufgenommen

und damit quasi sprachamtlich geworden. Allerdings hielten es die Gralshüter der deutschen Sprache nicht für nötig, in der anschliessenden Definition den Begriff auf eine Weise zu kontextualisieren, wie man es etwa bei Benennungen aus der DDR- oder NS-Zeit ganz selbstverständlich tut.

Stattdessen beliest man es bei einem pseudo-neutralen «dem Staat Israel gegenüber kritisch eingestellt». Doch selbst die vermeintlich analytische Strenge, die damit assoziiert wird, erweist sich bei Lichte besehen als Ressentiment. Denn abgesehen von der präzisen, erfahrungsgesättigten Kritik versierter Israel-Korrespondenten und abwägender Leitartikler: Was ist wirklich gemeint, wenn von der Unesco bis hin zu diversen Kulturfestivals und akademischen Veranstaltungen

## Höchste Zeit, die komplexe und streitbare Demokratie dieses Landes nicht länger an historischem Kitsch oder ideologischen Ressentiments zu messen.

gen, die vor den Boykottaufrufen der israelfeindlichen BDS-Bewegung («Boykott, Divestment, Sanctions») in die Knie gehen, forsch gefordert wird, man müsse «dieses Land nun auch endlich einmal kritisieren dürfen»?

Um die Palästinenser geht es bei diesem kritischen Nachhaken definitiv nicht. Gäbe es für sie tatsächlich Empathie, müssten zuvörderst die anachronistischen Clanstrukturen hinterfragt werden, die trotz unablässigen westlichen Millionenüberweisungen wirtschaftlichen Fortschritt verhindern, ganz zu schweigen von fehlenden Frauenrechten und der mörderischen Hatz auf Homosexuelle.

Bittere Ironie: Den präpotenten Westlern geht es auch nicht um Israel. Wäre man wirklich besorgt und nicht nur darauf bedacht, mittels «Kritik» moralischen Distinktionsgewinn einzuheimsen, gäbe es tausendundeinen Grund, die seit Jahren ins Illiberale driftende Innenpolitik der Netanyahu-Regierung zu kritisieren. Freilich müsste man in diesem Falle konkret werden und Namen nennen wie den der engstirnigen Kulturministerin Miri Regev oder des ideologisierten Siedler-Lobbyisten Naftali Bennett. Und man müsste dann aber auch die couragierte Gegenwehr des Obersten Gerichtshofs erwähnen, die quicklebendige Protestkultur in den Medien und auf der Strasse – kurz, jene seit der Staatsgründung im Mai 1948 ebenfalls quasi institutionell gewordene Situation von Dauerstreit, Debattierlust und – vor allem – tief verwurzelter Macht- und Hierarchie-Skepsis, die nicht nur im rückständigen Nahen Osten einzigartig ist.

## Falsche Freunde

Um die Anerkennung solcher Ambivalenz mogeln sich freilich auch jene herum, die sich im bewussten Gegenzug den übermächtigen «Israelkritikern» trotzig als «proisraelisch» bezeichnen. Wer sich in den Blog- und Facebook-Filterblasen solcher Grüppchen umsieht, wird noch jeden netanyahuschen Zickzackkurs als Leitlinie betrachten, entlang der man sich als «Israelfreund» positionieren müsse. Es sind dies bemühte Verrenkungen, über die Israeli nur lachen können.

Das gilt auch für jene vermeintlich Obercoolen, die Tel Aviv inzwischen als hippestes Partyziel entdeckt haben und jeden Sommer aus westlichen Metropolen ans östliche Mittelmeer strömen, um sich ihre Dosis Hedonismus zu geben. Am

Strand, in Klubs, Cafés und Bars sieht und vor allem: hört man dann jene Hipster, die, eine Flasche Goldstar-Bier in der Hand, in diversen Sprachen Weisheiten wie «Okkupation ist grottig, aber Tel Aviv ist Fun» zum Besten geben.

Dass sie mit dieser Verkürzung eines der langlebigsten Klischees der israelischen Ultrarechten bestätigen, ficht die unbedarften Zaungäste nicht im Geringsten an. Tatsächlich wird in manchen Hügel-

siedlungen des Westjordanlands, die nicht zu den subventionierten Schlafstädten nahe Jerusalem zählen und deshalb auch nicht von steuersparenden, pragmatisch denkenden Familien, sondern von antiwestlichen Messianisten bevölkert sind, auf ähnlich manichäische Weise Tel Aviv ein Sonderstatus zugeschrieben: Danach lebten dort inmitten einer pazifistischen Spassgesellschaft jede Menge gottlos geschichtsvergessener Landesverräter in spe und dazu auch noch viel zu viele



Israel feiert den 70. Jahrestag der Staatsgründung von 1948 mit einem mehrtägigen Volksfest. Von Mittwoch bis Samstag finden Zeremonien, Militärparaden und Partys statt; in Tel Aviv (Bild) sind die Nationalfarben blau-weiss allgegenwärtig. (Bild: Ariel Schalit / AP)

linksliberale Intellektuelle, die das Judentum doch tatsächlich menschenrechtlich-universalistisch deuten, statt in ihm das genuin «Eigene» zu verteidigen.

## **Spass muss auch noch sein**

Solche Verachtung blendet jedoch aus, dass Tel Aviv auch der Hauptsitz von Israels hocheffektiven Geheimdiensten Mossad und Shin Bet ist (aus deren Reihen häufig die fundiertesten Warnungen vor den demografischen Konsequenzen einer fortgesetzten Okkupation des Westjordanlands kommen). Darüber hinaus schlägt in Tel Aviv und in den angrenzenden Küstenstädten Herzliya und Netanya das Herz einer boomenden IT- und Hightech-Industrie, ohne die Israel kaum mehr als ein moderner Agrarstaat wäre.

Und was Tel Avivs real existierende Hedonisten betrifft: Ein wenig verhält es sich mit ihnen wie mit den eingangs erwähnten Musikern, die mit dem gewünschten Klezmer-Gefiedel fremdelten. Die Lebenswirklichkeit dieser ebenso skeptischen wie wehrhaften jungen Leute hat wenig mit westlichen Projektionen gemein – weder mit den Verdächtigungen vonseiten der «Israelkritiker», die erklärten Polysexuellen von Tel Aviv betrieben regierungskonform «pink-washing», noch mit den Phantasmen mancher Feriengäste, ihre zeitweiligen Partyfreunde seien die Inkarnation der sanft lächelnden, also «guten» Juden.

Siebzig Jahre gibt es den Staat Israel inzwischen. Höchste Zeit, die komplexe und streitbare Demokratie dieses Landes nicht länger an historischem Kitsch oder ideologischen Ressentiments zu messen.

Marko Martin lebt als Schriftsteller und Publizist in Berlin. 2012 ist erschienen: «Kosmos Tel Aviv: Streifzüge durch die israelische Literatur und Lebenswelt» (Wehrhahn-Verlag). Und 2016: «Tel Aviv. Schätzkästchen und Nussschale, darin die ganze Welt. Autobiografisch grundiertes Stadtporträt» (Corso-Verlag).

### **Endlich Tacheles**

Marko Martin räumt in seinem Gastkommentar auf mit schiefen Israel-Bildern. Es ist Zeit dafür. Man muss nicht blauäugig sein um zu sehen, dass die einzige Demokratie im Nahen Osten in den 70 Jahren gewaltiges geleistet hat, wie zB die Aufnahme von 1,3 Mio Juden nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion oder die humanitären Einsätze bei Katastrophen, die von der WHO 2016 ausgezeichnet wurden als bestes Feldlazarett.

Statt Steine zu werfen durch einseitige Berichterstattung stünde es der Schweiz gut an, zurückzukehren zur einer freundschaftlichen Beziehung, wie vor dem geheimen Stillhalteabkommen BR Auberts mit der PLO. Wer ohne Fehler ist möge weitere Steine werfen. - Leserbrief von Markus Neurohr